Alle Rechte vorbehalten.

9600
1
1161

Neues Historienbuch.

Von

Johannes Scherr.

Zweite Auflage.

Die Dekabristen. — Ein antiker Schwindler. — König und Priester. Von der Landsknechtschaft. — Die Nonne von Monza. — Die Kindheit eines Riesen. — Die Tagebücher der Fürstin Metternich. — Ein Prokop des zweiten Empire. — Ein Händeschütteln mit Leo XIII. Der Teufel, eine biographische Belustigung.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.

Peregrinus. 186 p. Chr.

1.

Zur Zeit, als Niblungsringe schwindelhoch
An der Reklamebörse sind gestanden,
So hoch, daß in das Firmament ein Loch
Zu stoßen sie sich kecklich unterwanden,
Zur Zeit, als jedem Gänse-Ei entkroch
Ein schnatternd Wagnerich in jenen Landen,
So da von Bern sich strecken bis nach Danzig,
Item von Wien bis in die Näh' von Nanzig —

ja, zu jener Zeit, von der man billigerweise nur in Versen — und zwar, genau genommen, nur in „gestabten", nicht, wie ich mir so eben zu thun erlaubte, in bloß gereimten — reden sollte, kam ich eines Tages auf den absonderlichen Einfall, auch einmal etwas für die jetzunder so billig zu habende Unsterblichkeit zu thun. Sintemal aber Vorsicht die Mutter der Tapferkeit ist, ging ich bei meinem Vorhaben vorsichtig vor, und alldieweil ich bei Gelegenheit des Erscheinens meines allzu naturgetreuen und bitterwahren Büchelchens vom Porkeles und von der Porkelessa erfahren hatte, daß im deutschen Reiche die Pauken und Posaunen der Verherrlichung, wie auch die Schopharhörner der Verfluchung, von den papie-

talischer Magie zu gierig verlangten Reizmitteln. Durch die kaiserliche Despotie alles Bürgersinns entwöhnt, sind die verstumpften und verdummten Genüsslinge zu kindischen Mysteriensüchtlingen geworden. Man empfand die furchtbare Leere, welche die Abwendung vom Staatsleben, der Zweifel, der Unglaube, die Materialisirung des ganzen Daseins in den Gemüthern geschaffen, und suchte diese Leere mit abergläubischem Kram und Quark der läppischsten oder wahnwitzigsten Sorte auszufüllen. In einer Gesellschaft, welche an die Stelle der hellenischen Philopatrie und der römischen Virtus als alles bedingende und bestimmende Macht die Voluptas gesetzt hatte, musste das Gauklerthum einen großen Stand haben. Da wimmelte es von Lügenpropheten, Weltverbesserern, Mystagogen, Wunderthätern, Geistersehern, Todtenbeschwörern, Zauberärzten, Afterpfaffen, Schwindlern und Gaunern aller Art. Auch eine Erscheinung, die in allen raffinirt verderbten Epochen wiederkehrt, die Krankheit des Größewahns, trat häufig und deutlich auf die Bildfläche.

Im übrigen ist zu sagen, daß es dazumal, wie zu allen Zeiten, ungeheuer viele dumme Leute und etliche wenige gescheide Menschen gab.

Lukian 117 p. C.

Zu diesen wenigen gehörte fraglos der griechische Literat Lukianos, welcher so um das Jahr 117 n. Chr. herum an den östlichen Gränzen der griechisch-römischen Kulturwelt geboren wurde, in der unsern vom Euphrat

gelegenen syrischen Stadt Samosata. Sprössling einer armen Familie, sollte er Handwerker werden, fand sich aber getrieben, es statt mit dem Handwerk lieber mit dem Mundwerk, d. h. zunächst mit der Gerichtsrednerei zu versuchen. Das trieb er etliche Jahre lang, mit Geschick und Erfolg. Dann ging er unter die „Sophisten", wie man zu jener Zeit alle zu nennen pflegte, welche sich mit dem Lernen und Lehren von Philosophie und Redekunst befassten. Wir finden unsern Mann als Lehrer der Rhetorik in Gallien, allwo er sich Ruf und Geld erwarb. Später in Athen als fleißigen Literaten. Auch seine entlegene Vaterstadt hat er wieder besucht, um, nach damaligem Schriftstellerbrauch, daselbst seine Essays öffentlich vorzulesen. Daß er eine Frau und einen Sohn gehabt, ist nur eine Vermuthung, welche durch eine hingeworfene Aeußerung in einem seiner Aufsätze an die Hand gegeben wird. Von seinen späteren Lebensschicksalen wissen wir noch, daß er bei der Präfektur von Aegypten ein vorragendes Amt innehatte, und was seinen Tod angeht, so findet sich darüber bei dem fleißigen, aber bornirten Lexikographen Suidas, welcher gegen das Ende des 10. Jahrhunderts hin geschrieben hat, nur die ganz dumme Notiz, man sage, Lukian sei von Hunden zerrissen worden, weil der „Verfluchte" in seiner Biographie des Peregrin, von welcher wir sofort mehr hören werden, das Christenthum gelästert habe.

in Philosophie schwindelte, wie man heutzutage in Absolutismus, Parlamentarismus, Demokratismus, Socialismus, Spiritismus, Volkswohl, Fürstenglück, Mondeisenbahnen, Bacillen, Bakterien und dergleichen Raritäten mehr schwindelt, und schließlich, da er nicht mehr wusste, wo aus oder ein, als Schlußeffekt des Schwindeldrama's seiner Laufbahn eine theatralisch inscenirte Selbstverbrennung bewerkstelligte. Unser Essayist spricht als persönlicher Bekannter seines Helden und schildert den Ausgang desselben als Augenzeuge. Der Selbstverbrennungstod Peregrins ist uns übrigens auch anderweitig bezeugt. So aus dem 3. Jahrhundert durch den Kirchenhistoriker Eusebius, welcher die Katastrophe in das Jahr 168 setzt. So weiterhin durch Ammianus Marcellinus, Philostrat und Tertullian. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Lukian in seiner Rolle als Biograph wohl da und dort seinem Hange zur Zerrbildnerei mehr als billig nachgegeben haben mag. Denn selbst zwischen den karikirten Zügen seines Bettelpropheten schimmert mitunter, obzwar undeutlich genug, ein etwas hervor, welches uns ahnen lässt, daß Peregrinus Proteus vielleicht ein edel und hoch Strebender gewesen sein könnte, bevor er ein Schwindler, Pralhanns und Größenarr geworden.

Dies vorausgeschickt, wollen wir an der Hand Lukians den Spuren des Selbstverbrenners nachgehen.

3.

Peregrinus, welcher sich, um sein Allesseinwollen und Allesgewesensein anzudeuten, den Beinamen des homerischen Proteus zubilligte, war zu Anfang des 2. Jahrhunderts in Parion, einer Stadt Mysiens, geboren. Unstätheit scheint ihm von frühauf eigen gewesen zu sein. Wanderlust und wohl auch Wissenstrieb führten ihn bald in die Fremde. Seine Gegner freilich wussten hierfür ganz andere und sehr bewegliche Gründe anzugeben. Sie sagten ihm auf den Kopf zu, er hätte sich nach kaum erreichter Mannbarkeit als ertappter Ehebrecher und überwiesener Knabenschänder, sowie als der Ermordung seines sechzigjährigen Vaters, welcher „ihm die Zeit zu lange machte", dringend verdächtig, veranlasst gesehen, Vaterstadt und Heimatland schleunigst mit dem Rücken anzusehen und unter die Kyniker zu gehen.

Peregrinus

Gewiß ist, daß er, nachdem er dies und das probirt hatte, als Wanderprediger des zuerst von Antisthenes verkündigten Evangeliums der kynischen Philosophie von Land zu Land zog. Die Kyniker waren die Bettelmönche der antiken Welt. Auch von den „Vaganten", „Bakchanten" und „Lyranten" der Renaissance hatten sie etwas, viel sogar. Der esoterische Hauptsatz der „Hundephilosophie" zu dieser Zeit war: Die Dummen sind dazu da, von den Klugen ausge-

Demzufolge trug Peregrin seine in Italien so schnöde verkannte Philosophie, d. h. seinen löcherigen Mantel, seinen Schnappsack, seinen Knüttel und sein ungewaschenes Maul nach Griechenland hinüber. Wie viele Gimpel er auf seinen Fahrten und was Art er sie beschwindelt, davon schweigt sein Biograph, als selbstverständlich voraussetzend, daß sein Held vom Schwindel lebte. Denn essen und trinken musste der „Philosoph“ doch und das Reisen kostete auch damals schon etliches Geld.

Auf griechischem Boden wollten ihm aber die Gaukeleien und Schwindeleien nicht mehr recht von der Hand gehen. Er versuchte allerlei. Bald schimpfte er auf Götter und Menschen, bald lobhudelte er sie. Heute suchte er da anzukommen, morgen dort sich anzukleben. Denn auch von der Leimkunst unserer modernen gelehrten und belletristischen Ankleberiche war etwas in diesem antiken Schwindler. Er hatte aber kein Glück mehr. Das Geschäft stockte. Er erregte kein Aufsehen mehr. Man zuckte die Achseln über ihn. Er muß also, wie stark zu vermuthen steht, Konkurrenten im Schwindelgeschäft gehabt haben, die es noch besser als er verstanden, die von Ewigkeit zu Ewigkeit währende menschliche Dummheit zu nasführen. Ohne einen oder ein paar Schwindel können ja bekanntlich die Leute nicht leben. Das päpstliche „Mundus vult decipi, ergo decipiatur“ — war lange vor dem Papstthum da und wird lange nach demselben da sein.

Unser Proteus nun aber war allzu sehr daran gewöhnt, Sensation zu machen, als daß er es hätte ertragen können, kaltgestellt zu sein. Sein Größewahn spornte und stachelte sich ins Delirium hinein. Um jeden Preis, selbst um den des Lebens, sollten die Leute wieder von ihm und nur von ihm reden. Er wollte ihnen zeigen, daß Göttliches oder wenigstens Halbgöttliches in ihm. Denn wie der Halbgott Herakles auf dem Oeta freiwilligen Tod in den Flammen gesucht und gefunden, so wollte auch er, Peregrin Proteus, im Feuer sterben. Er ließ also unter den zum Nationalfest in Olympia versammelten Volksscharen die Kunde ausgehen, bei der nächsten Wiederkehr der Festfeier würden sie ein neues, ein unerhörtes Schauspiel genießen: dieses, mitanzusehen, wie der größte aller Hundephilosophen heraklesgleich in flammendes Feuer sich stürzte.

Maulaufsperrendes Staunen in Olympia zunächst und weiterhin in ganz Hellas. Sporadisch wohl auch ungläubiges oder spöttisches Kopfschütteln. Skeptiker fragten: Wozu denn der Rummel? Was will denn der Mensch mit seiner angekündigten Selbstverbrennung? Und Skoptiker erwiderten: Er will den Herostrat überherostratisiren. Denn der genannte Größewahnwitzige verbrannte, seiner delirirenden Eitelkeit genugzuthun, nur den Artemistempel von Ephesus, der Halbgott Peregrin aber will sich selber verbrennen! Nein! ließ Proteus kundmachen, zum Wohle der

Heinrich der Zweite und Thomas Becket. 1154–1189.

1.

In dem Dämmerlichte des Mythus und der Sage, welches die Anfänge der Völkergeschichten mondscheinhaft beleuchtet, sind überall zwei Gestalten bemerkbar, welche aus der unterschiedslosen Menge mehr oder minder bestimmt und deutlich hervortreten: — der Priester und der Fürst.

Denn sowie der Zweihänder aus thierischer Dumpfheit herausschritt und zum Bewusstsein seiner Menschheit gelangte, wurde er von zwei gebieterischen Bedürfnissen angefasst und bewältigt: — er wollte belehrt und erbaut sein, und er wollte geführt und regiert sein.

Im Gefühle seiner Schwäche gegenüber den ungeheuren Naturgewalten dürstete er nach Belehrung über den Schrecken, womit das Geheimniß der Unendlichkeit ihn erfüllte. In jeder Art von Belehrung erkannte er dankbar eine Milderung dieses Schreckens und dadurch fühlte er sich erleichtert und erbaut. Der ideale Hauch in ihm verlangte mit dem Unendlichen in Beziehung gesetzt zu werden.

Ursprung der Religion.

Dies der Ursprung des religiösen Bewusstseins, welches mit Nothwendigkeit aus dem Schoße jeder werdenden menschlichen Gesellschaft den Priester hervortrieb, als den Vermittler zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen, zwischen Erde und Himmel, zwischen Mensch und Gott.

Ebenso naturnothwendig wie die Entstehung des Priesterthums war die des Königthums. Denn wenn noch heute die Völker geführt und regiert sein wollen und müssen — die „Selbstregierung" derselben war, ist und wird stets nur eine „fable convenue" sein — um wie viel mehr mussten die Menschen beim Uebergang aus der Thierheit in die Menschheit das Bedürfniß und Verlangen haben, an ihrer Spitze einen Vordersten, einen Führer, also einen Fürsten oder König zu sehen und demselben zu folgen, wie die Schafheerde dem Leithammel und die Rinderheerde dem Leitstier folgt. Möglich, daß die Menschen den Rindern und Schafen Wesen und Einrichtung des Königthums abgeguckt haben.

Die Geschichtebetrachtung des 18. Jahrhunderts, zumeist mit willkürlichen Abstraktionen und polemischen Vorgefasstheiten handirend, verkannte den naturgemäßen und naturnothwendigen Ursprung vom Priesterthum und vom Königthum ganz und gar, indem es dieses wie jenes auf die mit bewusster Selbstsucht unternommene Berechnung und Spekulation einzelner Individuen zurückführte. Das war eine durchaus

unzutreffende, eine mechanisch-materialistische Anschauung, welche vom Organismus der Entwickelung, vom Werden und Wachsen der menschlichen Gesellschaft entweder keine Ahnung hatte oder aber keine haben wollte. Zwar der bekannte Satz:

„Der erste König war ein glücklicher Soldat —"

ließe sich zur Noth noch rechtfertigen, insofern es allerdings denkbar, daß die erste Zweihänderhorde, welche nach einem Leitstier aussah, einen durch vorragende kriegerische Eigenschaften ausgezeichneten Mann zu ihrem Vordersten, zu ihrem Fürsten oder König gemacht habe. Oder auch lässt sich annehmen, daß so ein Kraftkerl die Leitstierschaft aus freier Hand an- und auf sich genommen. Aber wenn man allfällig im Bolingbroke-Voltaire'schen Sinne dem so eben citirten Alexandriner die zwei weiteren:

Der erste Priester war ein schlauer Spekulant,
Im Gründen sehr gewandt, im Schinden elegant —

zugesellen wollte, so wäre das doch ein plumper Fehlgriff. Die Religion, und folglich das Priesterthum, sie sind nicht willkürlich gemacht, weder von einzelnen, noch von vielen. Sie sind so alt wie die menschliche Gesellschaft, sind mit dieser geworden und gewachsen und werden dauern, solange die Menschheit währt. Warum? Darum, weil die Religion der Idealismus der Massen von Anfang an war, heute noch ist und bis zuletzt sein wird. Vielleicht finden die Herren Materialisten von der strikten Observanz einmal eine

Dauer der Religion.

Wenn er dabei, eben als Dichter, seine Phantasie freisam walten ließ, wenn er den spröden geschichtlichen Stoff mit menschlich-seelischen Regungen durchtränkte und schmeidigte, wenn er die scharfen Ecken und Spitzen seines Themas mit anmuthigen Arabesken umzierte, so war das sein Recht.

Anders jedoch muß der Historiker verfahren, dessen Pflicht und Amt ist, die Wahrheit zu suchen und zu sagen. Er hat mit Thatsachen zu thun und darf sie nicht gefällig gruppiren, um dem Auge des Lesers zu schmeicheln. Er muß die Gestalten in der ganzen Schärfe und Eckigkeit ihrer Umrisse hinstellen, und wenn ihm erlaubt, ja geboten ist, seine Figuren in die psychologische Beleuchtung zu rücken, so darf und soll das doch nur eine solche sein, welche Kern und Wesen der handelnden Personen durchscheinen macht, ohne schiefe oder gar falsche Lichter darauf zu werfen.

So zu verfahren will ich in der nachstehenden gedrängten Darstellung des großen Streithandels zwischen Heinrich und Thomas, zwischen König und Priester, zwischen Staat und Kirche versuchen. Das Thema ist, wenn ich recht erwäge, zeitgemäß, sehr zeitgemäß, sonderlich für uns Deutsche, und die demselben innewohnende Tragik soll und wird, hoff' ich,

Charakteristisch schließt auch die Gesammtausgabe von Meyers „Gedichten“ (1882) mit dem Vers — dem Hauptmann Daxelhofen in den Mund gelegt —

„Das deutsche Reich befehd' ich nicht!“

auch in der Form schlicht-geschichtlicher Erzählung offenbar werden und wirken.

Heinrich der Zweite und Thomas Becket.

2.

Am 7. December von 1154 stieg Heinrich von Anjou, der Sohn des Geoffroy Plantagenet, Grafen von Anjou, bei Newforest an's Land, um kraft seines Erbrechts, als legitimer Abkömmling Wilhelms des Eroberers, Thron und Krone von England in Besitz zu nehmen. Zwölf Tage später, am Sonntag nach der Weihnacht, ist er, nachdem ihm die großen Vasallen zu Winchester ihre Huldigung dargebracht hatten, im Westminster zu London durch den Erzbischof Theobald von Canterbury, welchem die Erzbischöfe von York und Rouen assistirten, in Gegenwart der Reichsprälaten und Reichsbarone gesalbt und gekrönt worden, um als König Heinrich der Zweite über England und über einen großen Theil von Frankreich zu herrschen. Zugleich mit ihm wurde seiner Gemahlin die Krone aufgesetzt, jener Eleonore, welche, nachdem sie von dem Franzosenkönige Ludwig dem Siebenten geschieden worden, ihrem zweiten Mann als Mitgift Poitou und Guienne, ihre Erbländer, zugebracht hatte. Da ihm nun von seinem Vater Geoffroy Anjou und Maine, von seiner 1154.

einen im Civil- und Kriminalrecht wohlerfahrenen Justizamtmann, welcher dem Rechtsverfahren vorstand. Ferner seinen „Quartiermeister“, seinen „Proviantmeister“, seinen „Zahlmeister“, seinen „Brandmeister“, welcher die Brandschatzungsgeschäfte besorgte, und seinen „Kapellan“. Große Sorgfalt verwandte der Oberst auf die Auswahl der Fähnriche. Nur ein Landsknecht von erprobtem Muth und vielfacher Kriegserfahrung konnte die Fahne führen. Denn auf diese waren in der Feldschlacht und beim Mauersturm die Blicke der Landsknechte gerichtet als auf ihren Leitstern. Ausgezeichnet durch farbenschimmernden Anzug, versteht der Fähnrich, dem Trommler und Pfeifer stets zur Seite sind, die mächtige Fahne — denn eine solche war in Wahrheit das „Fähnlein“ — wohl zu regieren und zu schwenken, weiß damit allerlei „Merkzeichen“ zu geben und sie kühn voranzutragen im heißesten Streit.

Georg von Frundsberg, der „liebe Vater der frommen Landsknechte“, ist der vorragendste Organisator der Landsknechtschaft gewesen und die von ihm getroffenen Einrichtungen haben der Hauptsache nach lange vorgehalten. Zu Mindelheim in Schwaben im Jahre 1443 geboren und ebendort 1528 gestorben, stand er unter den Feldhauptleuten und „Kapitänen“ des sogenannten Reformationszeitalters mit in der vordersten Reihe. Die von Kaiser Karl dem Fünften erlassene „Kriegsordnung“ brachte dann auf Grund

der verbesserten Feuerwaffen in die taktische Gliederung der Landsknechteharste manche Aenderung. Demzufolge pflegten an der Spitze eines Fähnleins 12 bis 15 „Musketire“ zu marschiren, bewaffnet mit „kleinen Doppelhaken“ oder Musketen, welche aus langen Rohren panzerdurchdringende Kugeln schossen, aber ihrer Schwerfälligkeit wegen beim Feuergeben auf einen gabelförmigen „Bock“ gelegt werden mussten. Den Musketiren traten die „Arkebusire“ nach, welche die Arkebuse oder den „Halbhaken“ führten, ein zuerst mit einem Luntenschloß, später mit dem um 1517 zu Nürnberg erfundenen Radschloß versehenes Gewehr. Den Musketiren und Arkebusiren, welche leichte Kürasse und „Sturmhauben“ trugen, sowie ein breites zweischneidiges Schwert, folgten die „Pikenire“, bewehrt mit Brustpanzer, Blechschurz, Armschienen und Pikelhäube und bewaffnet mit einem kurzen Seitengewehr, zwei Radschloßpistolen („Fäustlingen“) und einer sehr langschäftigen Pike, statt welcher etliche Rotten des Fähnleins auch langstielige Beile („Hallbarten“) oder lange zweihändige Schlachtschwerter führten. Der Musketir hatte durchschnittlich einen Monatsold von 8, der Arkebusir von 6, der Pikenir von 4 Gulden. Der Kapellan eines Fähnleins bezog monatlich 8, der Feldweibel 12, der Fähnrich 20, der Leutnant 20, der Hauptmann 40, der Regimentsoberst 400 Gulden. Nach glücklich geführten großen „Aktionen“ wurde der Mannschaft eine Extrabelohnung verabreicht („Sturm-

sold¹). Stockungen in der Auszahlung des Soldes pflegten die Herren Landsknechte so übel zu vermerken, daß sie darob häufig in wüthende Meutereien ausbrachen, welche auf die Kriegsläufte mitunter ausschlaggebend einwirkten.

Uniformirung war in der Landsknechtschaft nicht daheim, wie denn gleichförmiger Schnitt und gleiche Farbe der Soldatentracht erst bei den mittels Werbung zusammengebrachten stehenden Heeren allgemein wurden. Allerdings vernehmen wir schon aus den letzten Zeiten des Mittelalters da und dort von einem Ansatz zum Uniformgebrauch. Kaiser Friedrich der Dritte ließ zu seiner „Romfahrt“ tausend Reisige mit rothen Waffenröcken ausstatten. Die Stadt Bremen uniformirte sogar schon i. J. 1361 ihre Marinesoldaten. Der Franzosenkönig Franz der Erste hatte bei Marignano ein schwarzuniformirtes Regiment aus Geldern, von welchem in dem prachtvollen Schlachtgemälde, welches Abraham Emanuel Fröhlich geschaffen hat, gesagt ist:

„Zunächst den Landesknechten stellt hinterm Wall sich dar
Die weltverrufne Bande, der Geldern schwarze Schar.
Schwarz ist ihr Herz und schwarz auch die Hand von Mord und Brand
Und schwarz vom Haupt zur Sohle ist all ihr Zeug und Kriegsgewand“ [1]).

1) Fröhlich, Ulrich Zwingli (1840), S. 31. Die Schilderung der Schlacht von Marignano (S. 29—51) gehört unbedingt mit zu dem Besten, was der modernen Epik überhaupt geglückt ist.

Aber abgesehen von solchen Ausnahmefällen, begnügten sich die Landsknechtebanden, zum Zeichen der Zusammengehörigkeit Feldbinden von der Farbe ihres zeitweiligen Soldherrn zu tragen. Im übrigen waren diese Söldner so recht die Modegecken und Modegimpel ihrer Zeit. Sie liebten es, falls es ihnen ihre Mittel gerade erlaubten, einen möglichst großen Kleiderstaat zu treiben und jede herrschende Mode bis zum Superlativ des Unsinns zu steigern. So die „zerhauene“ Tracht, die „zerschnittene“ Tracht, so die Pluderhosenmode. Landsknechte brachten es glücklich so weit, wahre Ungeheuer von Hosen zu tragen, wozu 60, ja sogar 130 Ellen Zeug verwendet wurden. Auch in abenteuerlichen Hüte- und Baretteformen waren die Herren Landsknechte sehr erfinderisch. Man sehe nur in den vortrefflichen Holzschnittebildern, womit Jost Ammann die Kriegsbücher des Leonhard Frunsperger ausgestattet hat, die Figuren des Büchsenmeisters, des Feldprofoß, des Feldweibels und des H.... weibels an. In einem Liede, welches ein Flugblatt von 1555 brachte, ließ sich „ein alter Landsknecht“ über all das modegeckische „Affenspiel“ also vernehmen:

„Welcher denn nu will wissen, was doch erfunden sei:
Die Kriegsleut sind geflissen auf solche Büberei,
Sie lassen Hosen machen mit einem Ueberzug,
Der hängt bis an die Knochen, daran han sie nit gnug.

Ein Latz muß sein darneben wohl eines Kalbskopfs groß,
Karteken drunter schweben, Seiden on alle Maß;

Auch hangen dran die Zotten, einer halben Ellen lang.
Tut man dann ihrer spotten, sie heben an ein Zank.

Und wolt ich doch gern sehen, wie er's wolt greifen an,
Wann solt ein Sturm geschehen, wie ich oft gsehen han:
Zum laufen noch zum steigen kann man in brauchen nicht,
Vom waten will ich gschweigen, wie denn da oft geschicht.

Da stet er wie ein Füllen in seim zerhackten Kleid.
Wie wil er doch erfüllen seinen geschworen Eid?
Schickt man in zu scharmützen, wo laufen vonnöten wär,
Kann er sich selbs nit bschützen, sein Haut muß halten her."

Zur Landsknechtezeit waren die Heere bei weitem nicht so groß wie schon im dreißigjährigen Krieg und mehr noch im 18. Jahrhundert. Eine Armee von 25,000 Mann Kombattanten galt für eine recht stattliche. Doch rückten immerhin auch Heere von bedeutenderer Stärke ins Feld und wir wissen von landsknechtischen „Regimentern", die an 10,000 Streiter, also 40 Fähnlein zählten. Solche Massen waren taktisch schwer zu handhaben, und da die Drillung des einzelnen Mannes sehr einfach, die Manövrirfähigkeit der Fähnlein und Regimenter eine nur sehr schwerfällige war, so musste beim Angriff und bei der Vertheidigung die Wucht des Harstes das Beste thun.

Die Stärke und der Stolz der deutschen Landsknechtschaft war die „gevierte Ordnung", ein vierseitig geschlossener Lanzen- und Hallbartenwald, im offensiven Vorstoß wie im defensiven Widerstand gleich furchtbar. Beim Vormarsch zum Angriff ging der „verlorene Haufe" ausschwärmend und plänkelnd voran, eine auserlesene Mannschaft, als die kühnsten und erprobtesten Streiter aus den Fähnlein durch Zuruf oder auch durchs Loos gewählt[1]). Missglückte der Angriff, so wurde der „verlorene Haufe" erst so recht zu einem solchen, weil man ihn ohne weiteres seinem Geschicke, d. h. dem Tod oder der Gefangenschaft überließ. Kam aber die kühne Vorhut vorwärts, so „druckte" der „helle Haufe", d. h. das ganze Regiment in festgeschlossenem Viereck nach, den Boden unter wuchtigem Gestampf erbeben machend, Schritt und Tritt geregelt nach dem Takt des Sturmmarsches, dessen fünf Trommelschläge der Landsknecht in die Worte übersetzte: „Hüt' dich, Baur, ich komm!" Die Arkebusire wurden mit ihren „Rennfähnlein" dem

---

1) „Und vor den Reihen schreitet die allerkühnste Macht,
Die Freischar der Verlornen, bereit zum schwersten Kampf der Schlacht.
Das ist das Volk der Buben, das früh dem Haus entfloh,
Nur Schlachtenhandwerk lernte, nur kampf- und beutefroh;
In Hitz' und Frost gehärtet, von Kräften wunderbar,
War stets ihr Muth noch größer als jede Schrecknitz der Gefahr."
(Fröhlich, a. a. O. 30.)

Virginia-Maria und Don Paolo Osio.
1502–1609.

1.

Das Märchen Rousseau's und Komp., demzufolge die Menschen in einem weiland „Naturzustand“ frei, selbstlos, redlich, tugendhaft gewesen wären, hat nur noch die Bedeutung einer literarhistorischen Kuriosität. Wir begreifen zwar, daß die Leute vom Rokoko, eingeschnürt in raffinirte Unnatur aller Art, durch einen genialen Phantasten und hochberedsamen Sophisten leicht zu dem Gelüste sich stacheln lassen konnten, allen den Trödel abzuwerfen und nackt in der lieben „Natur“ herumzulaufen wie die „lieben“ Wilden. Aber wir wissen jetzt, daß die lieben Wilden Asiens, Afrika's, Amerika's und Australiens keineswegs „bessere Menschen“ waren und sind als wir Europäer mit unserer „übertünchten Höflichkeit“ und daß der hochgelobte „Naturzustand“ nichts anderes war, sein konnte und sein kann als Barbarei, Brutalität und Bestialität. Der Mensch war demnach von Haus oder, wenn man will, von Höhle aus nichtsweniger als ein lindes Lämmerschwänzchen, sondern

heit Virginia Maria hieß. Ripamonti schrieb auch nicht auf Grund authentischer Dokumente, sondern, wie es scheint, nur auf Grund von Aussagen, die er aus dem Munde von Zeitgenossen gesammelt hatte. Zudem hatte er miterlebt, was von dieser Klostergeschichte in die Oeffentlichkeit kam. Mehr freilich blieb in der Verhörstube und in den Protokollen des geistlichen Tribunals verborgen, welches sich mit dieser unerbaulichen Historie zu befassen hatte. Zweifelsohne wusste Ripamonti von dieser Procedur, aber die Akten waren ihm nicht zugänglich. Auch zu Manzoni drang später keine Kunde vom Vorhandensein derselben. Der Staub von zwei Jahrhunderten legte sich auf die zehn dicken Bündel dieser Akten und erst ein italischer Gelehrter unserer Zeit, der Venetianer T. Dandolo, hat die verschollenen aufgefunden, hat sie der Vergessenheit entrissen und der Hauptsache nach veröffentlicht[1]).

So kennen wir denn jetzt die wahre Geschichte der Monaca von Monza, welche nach ihrem flüchtigen und geheimnißvollen Auftreten in den „Promessi sposi“ so viele neugierige Fragen veranlasst hat[2]).

1) Dandolo's Ausgabe der Proceßakten hat auch eine deutsche Bearbeitung gefunden, durch P. Plattner, gedruckt im 9. Bande des Bülau'schen Sammelwerkes „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen“, 1858.

2) Die Neugierde war in Italien so groß, daß ein langweiliger Nachahmer Manzoni's, Rosini, ein gutes Geschäft machte, als er zur Befriedigung derselben seinen Roman „La monaca di Monza“ veröffentlichte, ein breit-langweiliges Ding von Buch, dessen Verfasser von der wirklichen Geschichte seiner Heldin gar keine Ahnung hatte.

Ich will diese Geschichte, unter Berücksichtigung dessen, was von Ripamonti's Angaben brauchbar, aktentreu und bündig erzählen. Hier ist sie.

Signora Virgina-Maria de Leyva.

2.

Im Jahre 1502 war ein spanischer Reiterofficier, Don Antonio de Leyva, nach Italien gekommen, wo er unter dem „gran capitano“ Gonzalvo tapferen Dienst that. Nachdem er sich, insonderheit später durch sein Verhalten in der Schlacht von Pavia, großes kriegerisches Verdienst und Ansehen erworben, wurde er vom Kaiser Karl dem Fünften im Jahre 1531 mit der kaiserlichen Stadt Monza belehnt, ebenso zur gleichen Zeit mit der Stadt Ascoli, auch mit dem Titel und Rang eines Principe ausgestattet und also in den Kreis der hohen spanisch-italischen Aristokratie eingeführt. Man kennt den Charakter dieser kleinen Tyrannen, deren so viele ertragen zu müssen der Fluch Italiens war. 1502. 1531.

Dem Martino de Leyva, Fürsten von Ascoli, — (Enkel Antonio's?) — wurden mehrere Söhne und

Der schöne Paolo war ein zu erfahrener Wüstling, als daß er nicht gewusst hätte, zur Anbändelung einer Liebschaft mit einer „Braut Christi“ wären geistliche Hände die zweckdienlichsten. Derlei Hände besaß der Pfarrer von Monza, Paolo Arrigone, und diesen hochwürdigen Priester warb Osio zu Kupplerdiensten. Auch zu Schreiberdiensten, denn der edle Signore scheint der Kunst des Schreibens unkundig gewesen zu sein und Arrigone verfasste ihm die Liebesbriefe, welche er an die „Signora“ richtete. Der Kuppler war in Santa Margarita wie daheim. Denn seit Jahren hatte er eine Liebschaft mit der Nonne Candida Brancolina und drei andere „Bräute Christi“, Benedikta Omati, Oktavia Ricci und Silvia Casati, waren ebenfalls seine guten Freundinnen. Der Mann war nichts weniger als blöde. Denn kaum hatte er seine Thätigkeit als Kuppler zwischen dem Signor Osio und der Signora Virginia-Maria begonnen, als er sich beikommen ließ, auch für seine Person der Domina Liebesanträge zu machen. Er wollte offenbar das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, fuhr aber garstig ab. Denn die Signora, in heller Leidenschaft für Osio brennend, wies den frechen Pfaffen mit äußerster Verachtung zurück. Es liegt bei den Akten ein von ihr an Arrigone gerichteter Brief, worin sie ihn geradezu wie einen Hund behandelt, ihn einen „ehrlosen, abscheulichen, niederträchtigen, gotteslästerlichen Schurken“ nennt und sich

über die Langmuth Gottes verwundert, welcher ihn schon lange durch „hundert Paare von Teufeln hätte zur Hölle holen lassen sollen“. Man sieht, an Muth fehlte es der Signora nicht: kühn setzte sie sich über die Besorgniß hinweg, der mit Abscheu zurückgewiesene Priester-Kuppler könnte aus Rache zum Verräther an ihr werden.

Ueberhaupt und alles in Rücksicht gezogen, es muß doch etwas wahrhaft Adeliges — das Wort in höherem als in bloß feudal-heraldischem Sinne genommen — in der Monaca di Monza gewesen sein. Dies beweisen die schweren Seelenkämpfe, welche sie redlich durchgestritten hat, bevor sie dem Geliebten sich hingab. Daß dieser ein Unwürdiger, ja sogar ein vor keiner Missethat zurückschreckender Bösewicht war, ist ja nicht die Schuld der Armen gewesen, welche der frevelhaften Naturwidrigkeit kirchlicher Satzungen zum Opfer fiel und auf der schiefen Ebene einer durch allen Doppelreiz des Verbotenen gesteigerten Leidenschaft in einen Abgrund von Verschuldung hinunterrollte.

Wir sind durch die späteren Aussagen der Signora in den mit ihr angestellten Verhören protokollarisch von dem Beginn und dem Vorschritt ihres Verhältnisses zu ihrem Verführer genau unterrichtet und aus der ganzen traurigen Geschichte erhellt, daß wir keinen Grund haben, ihre Versicherung anzuzweifeln, sie wäre wie verzaubert, dämonisirt, besessen gewesen

Stiftung der transatlantischen Republik, Auswanderung der angelsächsischen Puritaner nach der neuen Welt, 1620–1676.

1.

Das falbe Frühlicht vom 9. November des Jahres 1620 beschien die flache Küste von Neu-England da, wo das Kap Cod in die See vorspringt. Es war ein rauher Spätherbsttag, Vorbote eines zeitig eintretenden Winters. Der kräftige Hauch des Morgenwindes regte die Gewässer der Bai zu rauschendem Wellengang auf und jagte die Nebelschwaden durch das dichte Gezweige der Tannen, Fichten und Wachholderbäume, aus welchen der jungfräuliche Urwald bestand, der das Gestade weithin bedeckte. Ueber der Oede von Land und Meer lastete ein bleigrauer Himmel, und Himmel und Erde, Luft und Wasser vereinigten sich zu einem trostlosen Bilde von Verlassenheit und Unwirthlichkeit. 1620.

Da regte sich draußen auf der Wassersteppe etwas wie der Flügelschlag einer großen Möve. Dann näherte sich das weiße Geflatter mehr und mehr, und so jemand am Ufer gestanden, hätte er bald den aus dem Gewoge auftauchenden schwarzen Rumpf eines Barkschiffes gewahren können, welches unter vollem

I. Mittel- u. Südamerika: romanische Race (Spaniern u. Portugiesen). — Gold. — Abenteuer.
II. Nordamerika: Germanische Race (Engländer). — Weizen. — Arbeit.

3.

Zwischen der Art und Weise, wie Mittel- und Südamerika durch Eroberer und Ansiedler von romanischer Rasse und Nordamerika durch Einwanderer und Ansiedler von germanischer Rasse kolonisirt worden sind, bestand ein schroffer Gegensatz. Man hat denselben auf die bündige Formel gebracht: Gold und Weizen — und ich erweitere diese Formel um etwas, indem ich ihren drei Worten drei andere anfüge: Abenteuer und Arbeit.

Bei den Spaniern und Portugiesen — theilweise auch bei den Franzosen, wenigstens in Westindien — war alles auf waghalsige Abenteuer und auf rasche, glänzende Erfolge gestellt, welche hinwiederum die Erraffung von möglichst viel Gold als höchstes Ziel verfolgten. Die germanischen Kolonisten dagegen steckten sich von Anfang an Ziele, welche nur mittels dauerhafter Arbeit erreicht werden können. Sie gingen auf die Gründung von Ackerbaustaaten aus, und weil der Ackerbau allzeit und überall die dauerhafteste Basis von Staatsgebilden war und ist, so überholten die in ihren Anfängen so ärmlichen germanischen Kolonieen im Verlaufe der Zeit an wirklich großen und bleibenden Erfolgen ihre romanischen Mitbewerber weit. Man sehe nur, was die Spanier aus Mittel- und Südamerika gemacht haben und was die Angelsachsen aus Nordamerika zu

machen verstanden. Die Losung: Arbeit und Weizen! musste es über die Losung: Abenteuer und Gold! davontragen. Es konnte gar nicht anders kommen.

In der Zeit von 1621 bis 1627 war die Kolonie 1627 Plymouth in langsamem, aber stätigem Vorschritt begriffen. An mancherlei Drang- und Trübsalen fehlte es freilich nicht, und im ganzen war die Existenz der Ansiedler nur ein unausgesetztes und hartes Ringen um des Lebens Nothdurft. Die Tag- und Jahrbücher dieser und der anderen ältesten Ansiedelungen überhaupt haben etwas Rührendes und Herzgewinnendes, wenn sie die täglichen Geschehnisse in diesem schweren Kampf um's Dasein erzählen. Das Wollen und Thun, alle die schlichten Erlebnisse und Erfahrungen der Pilgrime, dieser trefflichen, aufrichtig und wahrhaft, wenn auch einseitig und fanatisch frommen Männer und Frauen, treten uns menschlich viel näher als alle die farbenprunkenden Abenteuer der spanischen „Conquistadoren“ in Mexiko und Peru. Mitunter spricht uns in den Aufzeichnungen der Pilgerväter auch ein idyllisch-schalkhafter Zug wohlthuend an. So, wenn der tapfere Standish, nachdem er seine Gattin Rose durch den Tod verloren, sich nach einem Ersatz umsieht und als seinen Brautwerber den stattlichen jungen John Alden zur schönen Jungfrau Priscilla Mullins schickt. John entledigt sich gewissenhaft seines Auftrags und spricht warm für seinen Freund, den Captain Shrimp. Priscilla nimmt in

Über Metternich. 1844–1848.

December 1883.

Gar häufig schon ist die berechtigte Klage laut= geworden, daß es uns Deutschen an jener reichen Memoirenliteratur mangle, deren die Engländer und Franzosen sich rühmen können. Ihre Geschichtschreiber haben denn auch von diesem Vortheil ausgiebigen Gebrauch gemacht und dadurch ihren Werken eine Anschaulichkeit und Belebtheit zu verleihen gewusst, welche deutschen Geschichtebüchern nur allzu lange fehlten. Es ist ja wahr, Memoiren haben es an sich, daß sie subjektiv gefärbt sind und auch nicht selten Klatsch enthalten. Aber das müsste ein trauriger Historiker sein, wer diesen Klatsch nicht als solchen zu erkennen und zu verwerfen, sowie jene Färbung nicht auf das richtige Maß zurückzuführen verstände. Auf der andern Seite ist jedoch das, was uns Augen= und Ohrenzeugen geschichtlicher Ereignisse, Mitwissende und Mithandelnde von Haupt= und Staatsaktionen darüber zu berichten wissen, von hohem, mitunter von höchstem Werth zur richtigen Auffassung und Beur= theilung von historischen Personen und Geschehnissen.

fallenden Erdenhause wegziehen, weil der Dualismus, auf jeder Seite des Buches der Geschichte in schärfsten Zügen bezeugt, erst mit dem Menschheitsräthsel gelöſ't werden, d. h. verschwinden wird. Die Teufelsidee ist daher ganz unentbehrlich im Weltplan. Sie ist der eigentliche Sauerteig im weltgeschichtlichen Proceß, die „mens qui agitat molem“, die „Kraft, so stets das Böse will und stets das Gute schafft“. Die Krummacher und Hengstenberge aller Kirchen und Konfessionen haben keine Ahnung, was sie für Unheil anrichten mit ihrer zärtlichen Fürsorge für die Existenzberechtigung des Ur- und Erzrebellen gegen den göttlichen Absolutismus. Da wusste der italische Poet Giosuè Carducci besser Bescheid, als er in seinem berühmten „Inno“ ausrief:

„Salute, o Satana!
O ribellione!
O forza vindice
Della ragione!“

Oder auf Deutsch etwa:

„Heil dir, o Satan,
Und deiner Zunft!
Rächend-rebellische
Kraft der Vernunft!“

5. März 1885

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.